

Sonnenwende [Fortsetzung]

Autor(en): **Müller, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die Hauptstraße stolzieren, auf dem Marktplatz politisieren oder in den zwei Kaffeekeipen herumlungern, das Geld für ihre prächtigen goldgestickten Gewänder und für ihr tägliches Brot her? Gearbeitet wird nur von den Weibern, die in einfachen dunkeln Kleidern zeitweilig auf der Straße erscheinen, wenn sie das armelige Hauswesen besorgt haben. Dann schreiten sie unterwürdig hinter ihren Männern einher und küssen ihnen beim Abschied demutsvoll — die Hand! Ihre Wohnungen sind armelig eingerichtet, ihre Habe liegt gewöhnlich in Truhen, und Defen sind seltene Luxusartikel. Ueber die wenigsten Hausdächer sieht man Kamine aufragen. Ebenso drückend heiß wie im Sommer, ebenso empfindlich kalt ist es im Winter. Ein bis zwei Meter hoher Schnee begräbt dann die Stadt, die Berge und Straßenverbindungen mit der Außenwelt. Der Verkehr ist wochenlang unterbrochen, und die Einwohner sitzen zu Hause in den unheizbaren Räumen und frieren. Deshalb leiden auch viele Montenegriner an Rheumatismus.

Noch ursprünglicher und mittelalterlicher sind die Verhältnisse in den Ortschaften des Inlandes, besonders in Nikschitsch am Oberlauf des Zetaflusses, der, Montenegro durchschneidend, sich in der Nähe der größten „Stadt“ des Landes, Podgorica, mit der Moraca vereinigt und in den Scutari-See ergießt. Die Gruppe der ärmlichen Häuser von Nikschitsch wird von den Ruinen jener alten Türkenfestung gekrönt, um die wiederholt die blutigsten Kämpfe ausgefochten worden sind. Mit bewundernswerter Kühnheit sind die Türken immer wieder in der tiefen, von Wasserfällen durchrauschten Schlucht der Zeta in das Herz Montenegros eingebrungen und haben sich auf dem Felsen von Spuz, weiter südlich, eine starke Feste gebaut. Selbst in der wilden, noch unerforschten Verba, dem östlichen Teil des taalen Ge-



Aus Montenegro. Hauptstraße von Cetinje.

birgslandes, im Quellgebiet der Tara, besaßen sie bei Kolasin eine Festung; aber all ihre Mühe, die Montenegriner zu unterwerfen, war vergeblich; denn im Berliner Vertrag wurde dieses Gebiet ihren Feinden zugesprochen. Am hübschesten von den ärmlichen Ortschaften Montenegros ist wohl Danilograd, das sich an den Ufern der Zeta auf Terrassen aufbaut und in seiner pittoresken Umgebung auch prachtvolle Wälder besitzt. Podgorica dagegen hat, seitdem es an Montenegro abgetreten werden mußte, viel verloren. Die Festung wie die Ringmauern fallen in Ruinen, die Türken sind fast alle fortgezogen, und der früher so belebte Bazar hat nur an Sonntagen etwa Verkehr, wenn die wilden Bewohner der albanischen Alpen herunterkommen, um Schafshäute und Wolle, Wachs und Honig in andere Bedarfsartikel umzutauschen...

Überall im Lande zeigt sich Armut, wenn nicht Glend! Es sind keinerlei Naturschätze vorhanden, die irgendwelche Aussicht für bessere Zeiten gewähren, und nur die Gebietsteile an der Nordhälfte des Scutari-Sees und an der Meeresküste besitzen fruchtbare Gegenden, wo dem Volke Nahrung blüht.

Ernst von Hesse Wartegg, Luzern.

Sonnenwende.

Novelle von Max Müller, St. Gallen.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung).



Aus Montenegro. Auf dem Marktplatz von Cetinje.

Mit jähem Rucke hielt die Droschke vor einem hell erleuchteten Weinrestaurant im Westen der Stadt. Behende stieg Janina aus dem dunkeln Kasten ins grelle Vogenlicht des Portals. Wie eine Geistererscheinung aus der Vergangenheit erschien Fred einen Moment lang ihr fahles Gesicht, dessen Augen groß auf ihn gerichtet waren. Ihr glitzernder Schmuck aber mischte sich verstoßen in das abendliche Lichterpiel der Straße, das sich auf dem nassen Asphalt spiegelte, als empfände er Lust, für immer darin unterzutauchen, sich zu wärmen, statt stets nur in einsamem, gleichnerischem Glanze von den fiebernden Augen der Menschen verzehrt zu werden.

Lautes Hallo begrüßte die Sängerin von drinnen her. Sie hatte wirklich alle Aussicht, der erklärte Liebling der Stadt zu

werden; schon heute war eine stattliche Zahl von Verehrern und Verehrerinnen um sie, ihr den Aufenthalt in der fremden Stadt heimlich zu machen: Musiker, Literaten, Redaktoren und andere Kunstfreunde mit ihren Damen.

Sie stellte den Studenten ihren übrigen Bekannten vor und fügte scherzhaft hinzu, daß „der Kleine“ es gewesen sei, der sie eigentlich „entdeckt“ habe. Der ältliche Impresario mit zwei stehenden Augen machte ein bitter süßes Gesicht dazu; denn er tat sich auf seinen Ruhm, am Konzerthimmel einen neuen Stern eingeführt zu haben, nicht weniger zu gute als ein Astronom, der ein unbekanntes Gestirn entdeckt zu haben glaubt und der es für seine winzige Person ganz allein in Anspruch nimmt.

Wo ein echter Künstler zu Gast ist, gibt es für überflüssige Komplimente und fade Verlegenheitsphrasen keinen Raum, da findet sich der Stimmungskafford ohne langes Suchen, weil in jedem der Sonntagsmensch mitzuklingen bestrebt ist, weil etwas Verwandtes da ist: das Nachgefühl aus einem gemeinsam erlebten geistigen Genusse.

So war auch hier das Plaudern und Pokulieren von einem für jeden fühlbaren Unterton der Freude und Dankbarkeit begleitet, und man gab sich Mühe, das Seinige beizutragen, an einem wertvollen Stück Erinnerung, wie sie ein solcher Abend darstellt, mitzuweben . . .

Die Rede kam auf ein Lied, das Janina unter andern gesungen und das den tiefsten Eindruck gemacht hatte. Die Worte waren allen im Gedächtnis geblieben; denn es schien eines von jenen Liedern, die zugleich mit der Melodie aus dem Herzen des Dichters geboren werden und die gleich klingen, ob man sie singt oder ob man sie spricht. Irgend jemand deutete auf die Wand, wo das Bild des Dichters hing. Alle blickten nach der Ecke und verwunderten sich über den seltsamen Zufall. Denn des Dichters Name klang nicht alltäglich im Ohr; auch war er kaum ein Jahrzehnt gestorben — also noch nicht lange genug, um unsterblich zu sein! Man wurde gewahr, daß man im Vereinslokal irgend eines literarischen Zirkels saß. Manche hatten ihn noch persönlich gekannt und über dem Menschen beinahe den Dichter vergessen. Die meisten besaßen als gebildete Menschen ein Verhältnis zu ihm; denn er stammte aus der Gegend und hatte zum mindesten Heimatkunst gedichtet, wenn man als solche gelten lassen will, was in heimatlicher Luft und heimatlichem Licht herangereift ist, ob auch das Süjet dem grauen Mittelalter entnommen sein mag. Einigen wurde es in diesem Augenblicke bewußt, was Unsterblichkeit bedeute: sie fühlten etwas Fremdes, Erhabenes über die Seele rinnen — fassen aber konnten sie es nicht. Jeder begann sich auf irgend etwas aus dem Leben des großen Mannes zu besinnen und gab es zum besten, und war es nur eine geniale Schrulle, über die man gutmütig lachte.

Nur Fred Gröner betrachtete wie abwesend und in tiefer Ehrfurcht die verträumten Züge des längst Dahingegangenen und doch unter ihnen Lebenden — und schreckte unwillkürlich zusammen, als man ihn ansprach. Und weil er nichts erzählte, begannen ihn die andern, die der Wein und die Geselligkeit übermütig gemacht hatte, ob seiner blaffen Schulweisheit zu hänseln und sich glücklich zu preisen, nicht wie er allzuspät auf die Erde gekommen zu sein. Er aber antwortete gelassen: „Dichter dichten oft nach ihrem Tode weiter! Von diesem hier weiß ich ein Gedicht, schöner als alle, die Sie kennen!“

„Also etwas Posthumes, im Nachlaß Aufgefundenes? Wir sind sehr gespannt, junger Philologe!“ riefen mehrere und sahen ihn lachend an.

„Das Gedicht hat aber kein philologisches Interesse, nur ein persönliches!“ entgegnete Fred Gröner den Spöttern kalt.

„Also vielleicht ein Stammbuchvers, wie?“ meinte ein dritter.

„Sie haben recht, Herr Gröner, sparen Sie die Ueberreizung nur ruhig für Ihre Doktorarbeit auf; wir werden Ihnen auch dann noch dafür dankbar sein!“ beschwichtigte ein jovialer Alter von der Presse.

Janina, in dem Unbekannten einen Rivalen witternd, erklärte sich zur großen Freude der Gesellschaft bereit, das Lied nochmals zu singen, damit auch der Komponist zu seinem Lobe komme. Sie sang das schlichte Liebeslied mit soviel Inbrunst und war dabei so berückend in ihrer reifen Frauenschönheit, daß die Erinnerung an den stillen Dichter leise hinter ihr versank, die Züge des Einsamen an der Wand wieder leblos und starr wurden und keiner mehr seiner achtete, daß er einem Weibe, das nichts weiter als schön war und schön sang, mit samt seiner Unsterblichkeit weichen mußte.

Fred lauschte gespannt; aber wie sie es sang, fühlte er, daß sie seinem Empfinden fremder geworden. Von dem traumhaften Wesen, das ihn einst so berauscht und all seine Sinne in Bann gezwungen hatte, war nur ein sehnedes Erdenweib übriggeblieben — Oder wie? War am Ende er selbst ein anderer geworden, verstand sich nicht mehr aufs Träumen? Wie groß und klar schien ihm gegen dieses Bittern und Hauchen und Wehen der Stimme das schlichte Wort des Dichters, wie er es einst von Majas Lippen zum ersten Mal vernommen! Ohne Sang, ohne Phrasierung, das tief zur Seele dringende einfache Bekenntnis eines liebenden Mädchens:

„Ich hab' nur dich; dir darf ich alles sagen . . .“

Ihm war, als löse sich sein Inneres leise von der Freundin früherer Tage, und er hatte das Gefühl, als begehe er damit keinen Treubruch, weil

er es in einem Augenblicke tat, wo jene ihr Bestes gab, wo sie bereit war, sich mit jeder andern zu messen. Er glaubte zu erkennen, daß er über sein Ich von damals und zugleich über die Liebe jenes Ichs herausgewachsen sei — und daß es dem Manne erlaubt ist, an dem Mädchen vorbeizuschreiten, das der Jüngling begehrte.

Vielleicht liegt darin eine herbe Notwendigkeit; denn die Liebe jenes edelsten Weibes, dem wir auf dem Wendepunkte unseres Lebens begegnen, ist so unendlich groß, daß der Mann auf die Schultern kleinerer Frauen treten muß, um ihm eben zu werden . . .

Janina von Lautenborg hatte gewollt, daß er wähle zwischen ihr und dem Dichter, der so rätselvolle Gedichte nach seinem Tode noch ersinne — Gedichte, an denen sie keinen Teil hatte . . . Während ihres Singens hatten sich ihre Blicke ein paar Mal gekreuzt, und da sie von früher her auf diese Sprache eingestellt waren, glaubte sie untrüglich die Antwort erraten zu haben. Sie kam rasch zu Ende, hüftelte und erklärte, sich schonen zu müssen für ein Konzert, das sie folgenden Tags in einer Nachbarstadt zu geben beabsichtigte. Sie scheine sich draußen erkältet zu haben — der Impresario machte eine sorgenvolle Miene — am besten wäre es für sie, wenn sie jetzt aufbreche. Es tue ihr sehr leid; denn sie habe sich so darauf gefreut, sich



Fürst Nikolaus von Montenegro.



Montenegriner.

einmal ein wenig unter lieben Bekannten ausleben zu können. „Immer und ewig nur den andern Leuten geben, nie selbst empfangen, nie erleben, nie im Zuschauerraum sitzen dürfen, stets auf der frostigen Bühne stehen, ohne Illusionen: das sind die Dornen der Künstlerlaufbahn, die tiefer in die Seele ritzen, als Sie glauben, meine Freunde!“

Fred saß da wie ein Angeklagter. Eine heiße Glutwelle stieg ihm ins Gesicht. Er glaubte ihren Blick gerade auf sich gerichtet, und er hätte ihr in diesem Augenblicke keine Silbe zu seiner Rechtfertigung zu antworten gewußt. Sie war seine Richter, sonst nichts mehr...

Als er aufsaß, gewahrte er, daß Janina ganz wo andershin blickte, in die Ecke nach ihren Blumen, die müde die Köpfe

hängen ließen. Sie raffte sich rasch auf; ihre Stimme bekam wieder den frischen, lebenswürdigen Ton, jedem der vielen Unbekannten wußte sie eine Freundlichkeit beim Abschied zu sagen. Fred hat sie wie beim Kommen, ihr die Blumen an den Wagen Schlag zu tragen. Ihm tat es jetzt leid, daß er durch sein Benehmen ihr augenscheinlich den Abend zerstört — und dann wieder suchte er sich zu beruhigen: sie hatten doch kein einziges unfreundliches oder nur kühles Wort miteinander gewechselt! Es war ihm wie einem armen Sünder zu Mute, als er ihr beim Scheiden wehmütig die Hand küßte. Sie schenkte ihm eine gelbe Rose, die schon ein wenig welk war, als sei auch sie in jener Zeit noch gepflückt worden, da sie einander näherstanden als heute...

An diese Zeit mußte Fred Gröner in den folgenden Wochen manchmal zurückdenken. Oft fühlte er sich wie erleichtert von einem schweren Drucke nach der letzten stummen Aussprache mit der Freundin vergangener Tage. Und ihm war, als habe er sich vorher nie so rein und glücklich fühlen können als wie jetzt, wenn er an der Seite seiner Maja durch die sonnigen Wiesen und lauschigen Wälder wanderte, ihre Hände sich fest umklammert hielten und traute Zwiesprache pflegten und wenn sie, deren größter Wunsch einst gewesen, eine Studentin zu werden und in kühnem Wissensdrang über alle Illusionen der Jugend hinweg den steilen Berg der Wahrheit zu stürmen, sich traulich an ihn schmiegte und die Worte sprach: „Wie bin ich ein törichtes Kind gewesen, daß ich so spät erst erkannte, daß die Liebe die Großtat der Frau ist und nimmermehr die Wissenschaft! Dir, Fred, danke ich Lebensglück und Lebensglauben!“

Dann war es ihm wie ein Symbol: an der Seite eines geliebten Mädchens, das an ihn glaubte, das feste Ziel im

Augen, so schritt er mutig auf der Straße der Menschheit dahin, bereit, jeden Augenblick mit seiner ganzen Persönlichkeit den Kampf um die Selbstbehauptung zu führen. Denn er kämpfte nicht mehr für sich allein, sondern zugleich für ein Wesen, das aus dem Reich seiner Träume und seiner Sehnsucht zu ihm auf die Erde gekommen war — gleich jener Nixe in „Tausendundeiner Nacht“, die sich nach einer Menschenseele sehnte und dem Königssohn, der sie ihr geben sollte, mit ihren goldenen Haaren die Füße trocknete... Und alle Ideale, die aus jener Traumwelt zu uns Menschenkindern herniedersteigen, halten uns nur so lang die Treue, als wir tagtäglich mit unserer ganzen Liebe um sie werben...

Oft aber auch floh der Schlaf von seinem Lager, wenn er in wilder Arbeitslust seine Nerven gepetscht hatte, weil es ihm nicht rasch genug vorwärtsgehen wollte. Dann blickte der bleiche Mond in die Kammer des Ruhelosen, forschte nach ihm und höhnte: „Wir waren doch früher gut' Freund, Büdchen, du und ich und ein dritter, der noch viel schöner zu grinsen weiß als ich! Warum bist du uns beiden davongelaufen, he? Wer ist's, der dir die Liebe zur Schwester Sonne, dem falschen Ding, in dein schweres Blut eingimpft hat? Wirft dich schon einmal deiner alten Zechgefellern erinnern, wart!“

Und wenn er dann hohlen Blickes in die schwarze Nacht hinausstarrte, dann stand regelmäßig ein Sternbild über ihm, das ihn einst sein Vater nachzeichnen gelehrt, als er noch ein kleiner Junge war. Aus einem kindlichen Einfall heraus hatte er damals seine erste Schülerflamme auf einen der Sterne verjagt; was kein Mensch, was nicht einmal die Angebetete selber wissen durfte, hatte er einem erdenfernen Gestirne anvertraut. Als ob das Kind geahnt hätte, daß die Liebe ein irdisches Feuer nimmermehr sein kann, daß ihre Glut ein Stück Sonne ist gleichwie die Sterne. Und in spätern Jahren war er jenem kindlichen Brauche treu geblieben, und so hatte



Montenegrinische Familie.

das Sternbild im Laufe des Erlebens mit lieblichen Namen sich bevölkert, die am Nachthimmel schimmerten und mit der Glut und dem Lichte, die sie über ein irrendes sehndes Menschenherz einst gebracht, hinüberwanderten in die Ewigkeit. Der hellste unter den Sternen Janinas trug aber Bildnis und Name; dann war auf dem Gestirn kein Platz mehr übrig gewesen...

Die blickten nun alle, bald vorwurfsvoll, bald mild und gütig, bald stolz und abweisend auf den einsamen Nachtwandler hernieder und gossen ein Chaos von dunkeln Gefühlen auf ihn aus und trieben ihm das Fieber in Wangen und Schläfen. Und wenn er im Selbstgespräch durch Rede und Gegenrede, Anflage und Verteidigung einen der Sterne nach dem

andern zur Ruhe gebracht hatte, dann blieb immer einer, der hellste, der reinste, übrig: Janina! Hier versagte sein Denken, hier fühlte er nur einen leisen Schmerz in der Brust, der von weit her zu kommen schien wie durch eine sympathetische Uebertragung.

Einmal ward ihm dies Gedenken so qualvoll, daß er Licht machte, sich ankleidete und mit der Feder zu denken versuchte. Ein Heft in gutem Ledereinband fiel ihm in die Hand, das offenbar einmal zum Stammbuch bestimmt gewesen. Dahinein wollte er die Geschichte dieser Liebe schreiben und sie einst seiner Maja schenken; denn sein ganzes Leben sollte ein buntgewirkter Teppich sein, den er vor der Geliebten ausbreitete, damit ihre feine Gestalt segnend darüber hinwandle...

(Fortsetzung folgt).

Carrozzella.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Die neapolitanische „Carrozzella“ verschwindet. Ein Dekret der weisen Stadtväter hat sie vom 1. Juli ab verboten. Ohne Kämpfe konnte freilich diese hundertjährige Ueberlieferung nicht abgebrochen werden. Alle Hilfsmittel moderner sozialistischer Taktik wurden aufgeboten, um das charakteristische Gefährt dem Straßenverkehr zu erhalten. Die Kutischer streiften. Ein Stadtverordneter aus dem Bezirk, wo die meisten von ihnen wohnen, führte zugunsten der „Carrozzella“ einen epischen Kampf wie ein antiker Volkstribun. Als alles nichts half, legte er feierlich seine Würde nieder, und das Volk brachte ihm dafür öffentliche Huldigungen dar.

Der Beschluß des Stadtrates geht im Namen des Fortschrittes. Schwere breite Droschken werden von jetzt an den Fremden in Neapel aufnehmen, der Taxameter wird allen Streitigkeiten ein Ende machen und damit die Existenz des «forestiere» in dem irdischen Paradies noch um eine Stufe der Glückseligkeit höher schrauben.

Keine Heimatschutzvereinigung hätte es wagen können, die Carrozzella zu verteidigen; nur das Volk durfte das aus seiner Sentimentalität heraus tun. Sie war der Schrecken der Reisenden. In ihr vereinigten sich die drohenden Verheißungen des Baebeker, der förmlich vor dem Besuch der Parthenope-Stadt warnt, zu einer ersten Verwirklichung. Vor dem Bahnhof wartete die Wagenburg, unentwirrbar und in steter Bewegung wie ein Ameisenhaufen. Die Kutischer schrien, hielten die Finger hoch, knallten mit der Peitsche, versuchten alle Sprachen des Festlandes und der britischen Inseln. Es war ein Pandämonium. Es war nach der stauenden Enttäuschung, die den fremden Damen ob der Mailänder Keinlichkeit oder des großstädtisch geordneten Verkehrs zuteil wurde, endlich „so recht italienisch“.

Und was konnte man nicht alles erleben, wenn man in die Carrozzella hineinstieg! Sie war so eng, daß man sich mit beiden Händen halten mußte, wenn sie auf dem holprigen Pflaster Sprünge machte. Und schmutzig war sie über jedes Maß, wie es nur in Neapel möglich ist. Die Klissen waren spiegelglatt vor Fett, unter dem „Teppich“ am Boden, der in Fetzen herumlag, schaute Stroh heraus. Die viel zu hohen Räder knirschten kläglich, und der Wagen Schlag klapperte hin und her, und wenn man sicher sein sollte, daß er nicht unterwegs an einem Laternenmast hängen blieb, so mußte man ihn mit den Händen festhalten. Das Verdeck, das man auf italienisch „Blasebalg“ nennt, hatte Löcher wie der breite Regenschirm, den der Kutischer bei schlechtem Wetter aufspannte. Manchmal hatte es auch eine unwidderstehliche Neigung, das Gefes der Schwere immer neu zu bekräftigen; dann mußte es mit Schnüren oder gar mit dem Kopfträger des Rosslenkers festgebunden werden.

Der Kutischer, der „Betturino“, war auch gewöhnlich der erste Typus des neapolitanischen Volkes, den der Fremde kennen lernte, und manches schiefe Urteil ist ihm allein auf Rechnung zu setzen. Sein Kollege selbst im Norden ist kaum durch Freundlichkeit oder Verachtung irdischer Güter berühmt; das

sollte man immer bedenken, wenn man die Zudringlichkeit und das Gebettel um ein Trinkgeld so furchtbar verurteilt. Schließlich ist auch der „Betturino“ ein Neapolitaner und hat das Recht, die Tugenden und Laster seines Stammes mitzumachen. Er ist redselig bis zur Schwaghastigkeit, und wenn er den echten Fremden herumsührt, der immer wieder das rote Buch konsultiert, dann breitet er gern ein Chaos von historischen und ästhetischen Anekdoten aus und würzt es vielleicht auch mit sozialen Ideen. Mit den einheimischen Kunden spricht der Kutischer nicht. Die verständigen sich sogar über den Fahrpreis mit Gesten, und wenn man sich nur zwei Tage lang Mühe gibt, so kann man selber wortlos mit dem Mann eine Unterhaltung führen. Der Betturino ist dem Wagen angepaßt. Als Südländer liebt er helle Kleider und farbige Krawatten, modische Hüte und Knopfstiefel. Aber manchmal fehlen die Knöpfe daran. Wenn der Kutischer einen zweiten Menschen neben sich auf dem Boche sitzen läßt, so ist er dem Einheimischen verdächtig. Hinter dem „Verwandten“ steckt unter Umständen die Camorra. Aber viel häufiger sitzt auf dem Boche ein Hündchen, das mit dem „Betturino“ getreu die vielen Irrwege der großen Stadt durchfährt und der einzige Luxus seines Herrn ist.

Das arme Nößlein, das für das Geschäft doch nötiger ist, wird nicht so gut behandelt. Unter den zwei- oder dreitausend Kutischern Neapels gibt es kaum hundert, die Roß und Wagen ihr eigen nennen; für alle andern ist das ein Traum, der jede Woche wieder zerrinnt, wenn das Lotto die rechten Nummern nicht gebracht hat. Die Kutischer mieten sich tageweise den Wagen und das Tier; sie haben dabei die Pflicht, es zu ernähren. Das tun sie auf jeden Fall; wenn in Neapel ein Wagen still steht, so nagt gewöhnlich das Pferd am Hafer oder Stroh, während der Herr ein Stück Brot ißt oder Maccaroni. Aber in Neapel sind Mensch und Pferd unerfättlich. Freilich ist die Nahrung geringwertig; der Mensch bekommt zu wenig Fleisch, und das Nößlein frißt sogar „Carruben“, die in Rom ein anständiger Maulesel noch verschmäht. Aber es ist stark und fest dabei, wenn auch der kleine Bau der sardischen Tiere zunächst Mißtrauen erweckt.

Alles das hat mit dem 1. Juli ein Ende. Die Wagen werden auf ihre Keinlichkeit überwacht, sie sollen Pferde der hohen und festen Rasse vom Festland bekommen, und die Kutischer werden eine Uniform tragen, blau im Winter und weiß im Sommer, mit einer im Reglement beschriebenen Mütze. Und vorn am Wagen wird die „Uhr“ stehen, der Apparat, der für Neapel eine Revolutionierung des Straßenlebens bedeutet.

Wir haben an dieser Stadt so manchen Fehler geliebt, daß wir auch eine romantische Neigung zur alten „Carrozzella“ bekennen dürfen. Sie paßte so gut hinein; Roß und Lenker kannten jedes Gäßchen, jeden Winkel. Sie liebten beide die Geschwindigkeit schon lange vor der Erfindung des Automobils, und bei den Entfernungen Neapels lernte man diese Eigenschaft bald schätzen. Nach der Stunde zu festem Tarif durfte man freilich nicht fahren. Das gab eine Promenade, bei der sich die